

Irene Scharenberg

Die Sünderinnen

Duisburg Krimi

Pro**libris** Verlag

Zufrieden nickte Barbara Winkler ihrem Spiegelbild zu, bevor es in dem kondensierenden Wasserdampf unterzugehen drohte. Mit den hohen Wangenknochen und den leicht schräg stehenden, blaugrünen Augen wirkte ihr Gesicht irgendwie slawisch. Das eben frottierte, immer noch ein wenig feuchte kastanienbraune Haar stand ihr in allen möglichen Richtungen vom Kopf und konnte fast als hypermoderne Frisur durchgehen.

Barbara Winkler sah jünger aus als einige Jahre zuvor. Zumindest fand sie sich attraktiver, seit sie sich endlich von Berthold getrennt hatte. Heute verstand sie kaum noch, wie sie es mit ihrem Ehemann so lange hatte aushalten können. Ewig dasselbe Programm. An Wochentagen Fernsehen genau bis zum Spätfilm, Sex am Samstag nach den letzten Nachrichten und im Sommer immer in denselben Tiroler Ferienort, bis zur goldenen Anstecknadel. Nun würde Berthold sich die Anstecknadel allein an das Trachtenhütchen stecken. Sie lachte mehrmals laut auf, während sie das Badetuch über ihre immer noch festen Brüste rieb.

Plötzlich ertönte die Türglocke. Das musste Frederik sein, etwas zu früh natürlich, aber bei Frederik wusste man nie. Das war ja gerade die Spontaneität, die ihr bei Bertold immer gefehlt hatte. Eilig huschte sie aus dem Badezimmer, öffnete die Wohnungstür, ließ sie aber angelehnt und kehrte vor den halb vernebelten Spiegel zurück.

»Bin noch unter der Dusche«, rief sie, als sie Schritte in der Diele hörte.

Insgeheim wünschte sie sich, dass Frederik Bodenthal zu ihr ins Bad kam, noch ehe sie sich angezogen hatte. Die Aussichten dafür standen gut. Der Gedanke an ein völlig unerwartetes Liebespiel unter der Dusche erregte sie. Während sie das Badetuch über die harten Brustwarzen spannte, stellte sie sich vor, wie sie es zu Boden fallen lassen würde, sobald der lüsterne Blick des Gelieb-

ten auf ihrem Körper ruhte. Sie seufzte wohligh. Doch ehe sie sich die Situation noch weiter ausmalen konnte, spürte sie schon einen leichten Luftzug an den nackten Schultern, der sie erschauern ließ. Er war zu ihr hereingekommen. Aber sie drehte sich nicht um, suchte sein Gesicht im Spiegel – und fuhr erschrocken zusammen.

Der Mann, dessen eiskalte Augen wie aus dem Nebel auftauchten, war nicht Frederik. Dennoch sah sie sein Gesicht nicht zum ersten Mal. Sie wollte aufschreien, aber vor Schreck brachte sie keinen Laut über ihre Lippen. Sie wollte Fragen stellen, doch die Antwort auf die wichtigste Frage las sie in dem entschlossenen, mitleidlosen Blick.

Wortlos trat der Eindringling hinter sie. Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Kaltes Metall fuhr ihren Rücken entlang und hinterließ einen brennenden Schmerz. Das Badetuch glitt an ihrem Körper hinunter. Automatisch blickte sie zum Boden und bemerkte mehrere Blutflecken auf dem weißen Frottee. In wilder Panik drehte sie sich um. Sie wollte dem Angreifer ins Gesicht sehen, ihn um Gnade anflehen oder einen kurzen Moment der Unentschlossenheit nutzen, um an ihm vorbei aus dem Bad zu stürzen. Während sie sich drehte, verzog sich sein Mund zu einem höhnischen Grinsen. Vergeblich suchte sie in seinem Blick nach Erbarmen.

»Du Hure«, flüsterte er, während er den Dolch in seiner Rechten nach oben schwenkte. »Hast geglaubt, ungestraft davonzukommen. Aber ich bin hier, um Sühne zu verlangen für das Unrecht, das du begangen hast.«

»Nein!«, schrie sie und stürmte an ihm vorbei.

Bevor sie jedoch die Tür erreichen konnte, drückte sich eine Hand auf ihren Mund. Sie wollte um sich schlagen, aber ein höllischer Schmerz durchfuhr ihren Unterleib und raubte ihr fast die Besinnung. Wie in Trance nahm sie wahr, dass ihr Körper zu Boden sank, die blutige Waffe vor ihren Augen tanzte und schließlich ihren Bauchnabel zerfetzte. Während der Mann ein Herz in ihre Brust ritzte, verlor sie das Bewusstsein. Von dem Stich mitten durch ihr Herz spürte sie schon nichts mehr.

Tief befriedigt blickte der Mann auf ihren blutüberströmten, nackten Körper. Aber lange konnte er sich diesem Genuss nicht

hingeben. Jetzt hieß es, die Spuren zu verwischen. Hatte er wirklich an alles gedacht?, überlegt er, ohne den Blick von der Toten zu wenden. Wie erwartet klebte das meiste Blut, das er unfreiwillig mitbekommen hatte, an seiner großen, abwaschbaren Schürze. Er streifte sie ab, hielt sie über die Duschtasse und drehte den Wasserhahn auf. Während das Wasser auf das helle Gummi prasselte und ein rot gefärbtes Rinnsal in Richtung Abfluss trieb, sang er einen alten Choral. Dann warf er noch einen zufriedenen Blick auf die übel zugerichtete Leiche und verließ das Bad. In der Diele stopfte er Schürze und Handtuch in eine Ledertasche, in der er auch wertvolle Utensilien für seine Maskierung transportiert hatte. Er setzte die blonde Perücke und die Hornbrille auf, schlüpfte in eine Jacke. Jetzt konnte keiner mehr die Blutflecke an den Hemdsärmeln sehen. Er begutachtete sich kurz im Garderobenspiegel, dann verließ er eilig die Wohnung.

»Bis dass der Tod euch scheidet«, murmelte er, während er die Treppenstufen hinunterstieg.

»Bis dass der Tod euch scheidet, bis dass der Tod euch scheidet«, wiederholte er wie ein Mantra, immer und immer wieder.

Mark Milton umklammerte das Brückengeländer und schaute auf die nahezu spiegelglatte Oberfläche des Masurenses hinunter. Nach einiger Zeit wechselte er auf die andere Seite der Brücke. Nun erkannte er rechts die Badeanstalt, die jetzt, im April, natürlich noch geschlossen hatte. Er selbst kam meist nur zur Sechseen-Platte im Duisburger Süden um zu joggen. Wenn er im Sommer wirklich einmal ein Bad vorzog, stieg er an einer der zahlreichen Stellen des Ufers ins Wasser, die an heißen Tagen von den Badefreunden als Strand genutzt wurden. Aber bis zur Badezeit mussten sie sich noch etwas gedulden, dachte Mark, während er die kleinen Dampfschwaden betrachtete, die er stoßweise ausstieß.

Seufzend gönnte er sich einen letzten Blick über den stark bewaldeten Wolfssee bis hin zu den Hochhäusern in der Ferne, dann setzte er sich wieder in Bewegung. Während er die letzten Meter über die Brücke lief, wandte er den Kopf wieder in Rich-

tung Masureensee. Die Boote, die dort im Sommer startbereit vor Anker lagen, hatten auch noch keine Saison. Ähnlich wie in meiner Ehe mit Susanne, dachte er wehmütig. Anscheinend liegen unsere Gefühle auch auf Eis. Dabei hoffte er nicht einmal auf den unausbleiblichen Frühling. Hilfe kam eben nie von außen, genau das predigte er immer seinen Patienten. Als Psychologe war ihm nur zu bewusst, wie sehr man selbst für sein Schicksal verantwortlich war.

Unwillkürlich musste er an seine erste Frau Lea denken. Die schreckliche Erinnerung an das Ende hielt ihn immer noch gefangen, obwohl er schon seit einigen Jahren mit Susanne verheiratet war. Keuchend hüpfte er über einige abgesägte Baumstümpfe. Ein kleines Rinnsal umfloss die natürliche Sperre und mündete wenige Meter weiter in den See. Was war nur mit seiner jetzigen Ehe los? Nachdem Susanne und er zwei Wunschkinder bekommen hatten, lief die Beziehung nun in eine Richtung, die ihn zunehmend beunruhigte. Der geschulte Blick des Psychologen half ihm zwar, das Problem zu erkennen, bei der Lösung hatte er bisher jedoch kläglich versagt. Genau wie bei Lea. Auf keinen Fall durfte sich alles wiederholen.

Gedankenversunken lief er am Ufer entlang. Dabei schaute er gelegentlich zu der ruhigen Wasseroberfläche. Plötzlich verdunkelte sich der See. Während die Sonne hinter dicken grauen Wolken verschwand, glaubte er für einen Moment, das Antlitz der toten Lea im Wasser zu erkennen. Erschrocken wandte er sich ab.

Kriminalhauptkommissar Willibald Pielkötter saß an seinem Schreibtisch und stützte den Kopf auf seine Hände. Manchmal wurde ihm alles zu viel. Zwar hätte er sich um nichts in der Welt einen anderen Beruf gewünscht, aber nur solange man ihm zu Hause den Rücken freihielt. Genau davon konnte jetzt jedoch keine Rede mehr sein. Pielkötter fühlte sich mitten in einem Zwei-Fronten-Krieg. Seit gestern Abend überschlugen sich die negativen Ereignisse. Erst die Meldung von einem bestialischen Mord und dann das Gespräch mit seinem erwachsenen Sohn Jan Hendrik.

Mit einem flauen Gefühl im Magen dachte er an den häuslichen Streit. Der hatte ihn weitaus mehr aus dem Gleichgewicht gebracht als der Anblick der grauenhaft zugerichteten Frauenleiche. Jan Hendrik, sein Sohn, hatte lächelnd verkündet, dass er seine Neigung nun nicht länger vor den Mitmenschen verbergen wolle: Er sei schwul. Schwul! Schon allein das Wort mochte Pielkötter kaum aussprechen. Schwul, ausgerechnet sein Sohn. Während seiner Laufbahn bei der Mordkommission hatte er so viel erlebt, dass ihm kaum irgendetwas Menschliches fremd war. Dennoch hatte ihn Jan Hendriks Geständnis getroffen wie ein Hieb in die Magengrube. Zu allem Übel waren sie auch noch im Streit auseinandergegangen.

Wortlos hatte sein Sohn die Tür hinter sich geschlossen. Wahrscheinlich wollte er zu seinem Freund, einem Assistenzarzt aus angeblich gutem Haus. Schöne Gesellschaft. Leider konnte Pielkötter die Flut negativer Gefühle nicht einmal mit seiner Frau Marianne teilen. Marianne verstand ihren Sohn oder versuchte es zumindest. Meist liebte er seine Frau für ihre Toleranz, jedenfalls sofern sie ihn selbst betraf. Er machte sich darin nichts vor, bei seinem Beruf musste sie sogar eine ganze Menge Toleranz aufbringen. In diesem Fall jedoch ging sie eindeutig zu weit. Schwul, der eigene Sohn, dazu der einzige. Warum brach für sie nicht auch eine Welt zusammen? Sicher hatte Marianne es mit ihrer weiblichen Intuition die ganze Zeit über geahnt. Vielleicht hatte sie es sogar gewusst, eingeweiht von ihrem Sohn. Nein, das wollte er sich lieber nicht vorstellen, hintergangen worden zu sein von Frau und Sohn gemeinsam!

Zu allem Übel fragte Pielkötter sich nun, ob er selbst die Schuld an diesem Desaster trug. Hätte er die Stelle in Duisburg nicht annehmen dürfen? Manchmal trauerte er noch immer dem beschaulichen Münster nach. Sie hatten fast am Waldrand gewohnt, dennoch nur eine Viertelstunde mit dem Fahrrad vom Prinzipalmarkt in der Innenstadt entfernt. Allerdings musste er zugeben, dass er den besonderen Reiz Duisburgs gewaltig unterschätzt hatte.

Bevor er die Industriestadt zum ersten Mal besucht hatte, hatte er sich hässliche, rauchende Schlotte vorgestellt, umgeben von

heruntergekommenen Zechensiedlungen. Wie originell hatte man dagegen die alten Bergmannshäuser restauriert. Hinzu kam der neue Duisburger Innenhafen. Etliche der ehemaligen Lagerhäuser hatten sich in echte Schmuckstücke verwandelt. Neue Büros und Firmensitze, aber auch eine Gastronomiemeile in der Nähe des Yachthafens waren geschaffen worden. Für Pielkötter spiegelten die ansässigen Restaurants allerdings zu wenig die multikulturelle Struktur Duisburgs wider. Angesichts der ruhigen, dennoch zentralen Lage mit schönem Ausblick störte dies aber wohl kaum jemanden. Sofern die Temperaturen es erlaubten, saßen die Gäste der Restaurants und schicken Cocktailbars draußen an kleinen Tischen unweit des Kanals. Noch in diesem Sommer, so hatte sich Pielkötter vorgenommen, wollte er die Chance nutzen, seine Heimat Duisburg endlich von der Wasserseite kennenzulernen.

Und er hatte Marianne etwas mehr Kultur versprochen, auch wenn er selbst Bildern und Skulpturen nicht gerade viel abgewinnen konnte. Immerhin schimpfte sich die Region inzwischen Kulturhauptstadt 2010. Ganz sicher hatte die Kunstszene bei ihm nicht den Ausschlag gegeben, nach Duisburg zu ziehen. Zunächst einmal hatte er einfach nach einer neuen Stelle gesucht, nachdem er sich in Münster mit seinem katholischen Vorgesetzten über eine Kirchenfrage gestritten hatte und seine Karrierechancen auf null gesunken waren. Aber er hätte auch nach Essen gehen können.

Wahrscheinlich hatte die grüne Natur am Duisburger Stadtrand Marianne und ihn entscheidend beeinflusst. Sie hatten ein paar freie Tage in Duisburg verbracht, hatten einige Gewässer der Sechseen-Platte umrundet, waren endlos lange Rheinwiesen entlanggeradelt und hatten sich in dem riesigen Waldstück südlich von Zoo und Universität verlaufen. Besonders begeistert hatte sie ein Ausflug zum Lohheider See. Sie hatten sich auf der Terrasse einer Gaststätte etwas oberhalb des Sees niedergelassen und die traumhafte Aussicht auf das ruhige Wasser genossen. Während im Vordergrund ein einsames Segelboot seine letzten Runden drehte, war tief im Westen die Sonne langsam untergegangen. Bild und Stimmung hatten Pielkötter eher an einen schönen Urlaubsabend

erinnert und ihn vergessen lassen, wie kritisch er eine mögliche neue Arbeitsstätte im Ruhrgebiet einst beurteilt hatte.

Als das Rot am Himmel einem dunklen Violett gewichen war, hatten sie die A 42 genommen, den sogenannten Emscherschnellweg, um zurückzufahren. Links an der riesigen Anlage von Thyssen vorbei, rechts vor ihnen die bunt beleuchteten Hochöfen im Landschaftspark Duisburg Nord. Die Silhouette der riesigen Industrieanlagen hatte Pielkötter fasziniert. Vielleicht war es genau dieser hautnah erlebte krasse Gegensatz, der die Entscheidung für einen Umzug ins einst verschmähte Ruhrgebiet letztlich herbeigeführt hatte. Inzwischen mochte Pielkötter sogar den »reinen Pulsschlag aus Stahl«, den Herbert Grönemeyer zwar für Bochum besungen hatte, der aber, wie er fand, nicht weniger für Duisburg galt. Ungewollt drängte sich einer dieser Werbeslogans für die »Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010« in sein Bewusstsein: Willkommen im Hochofen der Kultur. Noch verrückter fand er die Aufforderung: Reisen Sie in eine Metropole, die es noch gar nicht gibt. Pielkötter schüttelte den Kopf.

Sein Blick wanderte zu einem Stück Hochofenschlacke an der gegenüberliegenden Wand. Sie stammte noch von seinem Vorgänger. »Dat is echte Kunst«, hatte der behauptet. Pielkötter hatte die Schlacke hängen lassen, obwohl er eigentlich nichts damit anfangen konnte. Als er nun genau hinschaute, glaubte er zum ersten Mal die Form eines Auges zu erkennen, eines unendlich traurigen Auges. Rechts und links daneben hingen zwei vergrößerte Fotografien. Beide zeigten vom Abendlicht angestrahlte Verladekräne im Ruhrorter Hafen. Die Fotos konnten Pielkötters Meinung nach weitaus besser für die Kulturhauptstadt werben als der Slogan »Wo die Ruhr in den Rhein mündet, entspringt eine Kulturmetropole.« In welcher Zeitschrift hatte er diesen Spruch nur gelesen?

Die beiden Fotos stammten von seinem Sohn, der sein Hobby inzwischen zum Beruf erkoren hatte. Inwiefern hat ihn das Leben hier geprägt, fragte sich Pielkötter zum wiederholten Mal an diesem Tag. Wäre er in dem eher konservativen Münster vielleicht nicht schwul geworden? Zweifellos war das soziale Klima in Duis-

burg härter als in der alten Heimat. Hohe Arbeitslosenzahlen, geringere Bildungschancen, zahllose Beispiele nicht gelungener Integration. Viel Nonkonformismus. Trotzdem. Musste sein Sohn deshalb gleich schwul werden? Hübsche Mädchen gab es hier wahrlich genug und eine immer noch intakte Ehe hatte er doch als Beispiel vor Augen. Schluss jetzt, dachte Pielkötter und griff mit entschlossener Miene zum Telefon.

»Richten Sie Barnowski aus, er soll sofort in mein Büro kommen«, schrie er nicht gerade freundlich in den Hörer. »Ja, sofort.«

Seufzend bohrte Pielkötter seinen Füller in den jungfräulichen Notizblock und malte fast konzentrische Kreise darauf. Warum musste man in diesem Laden alles zweimal sagen? Sofort hieß eben sofort. Punkt. Aus. Ende. Wahrscheinlich hätte er sich in einen kleinen Wutanfall hineingesteigert, wäre Kriminalkommissar Barnowski nicht sogleich in den Raum gestürzt.

Bernhard Barnowski war über zwanzig Jahre jünger als sein Chef. Im Gegensatz zu Pielkötter mit seinem untersetzten Körper, der etwas zu dick geratenen, ein wenig schiefen Nase und dem leichten Doppelkinn konnte man ihn geradezu als eine attraktive Erscheinung bezeichnen. Sein schlanker, durchtrainierter Körper zog die Blicke vieler Frauen ebenso auf sich, wie das volle schwarze Haar, der leicht spöttische Blick und vor allem die Grübchen, die sich bei dem kleinsten Lächeln zeigten. Zudem lächelte Barnowski sehr häufig, als wolle er seine positive Ausstrahlung so oft wie möglich unter Beweis stellen.

Pielkötter hatte seinen Untergebenen schon immer als schnöden Schönling empfunden, aber heute erschien ihm dessen Attraktivität geradezu als Provokation. Irgendwie erinnerte ihn das wieder an die Neigung seines Sohnes, der wahrscheinlich auf Barnowski fliegen würde.

»Ich möchte alle Daten im Fall Barbara Winkler«, donnerte Pielkötter.

»Darf ich Platz nehmen?«, fragte Barnowski nicht gerade eingeschüchtert. »Es könnte länger dauern.«

Widerwillig deutete Pielkötter auf einen der beiden Stühle, die vor seinem monströsen Schreibtisch standen.

»Also, das Opfer war zweiundvierzig Jahre alt und besaß eine Galerie in Düsseldorf. Vor gut einem Jahr hat sie sich von ihrem Mann getrennt. Übrigens ein erfolgreicher Jurist. Das Scheidungsverfahren lief bereits.«

»Also ein Geliebter im Spiel.«

Barnowski mochte seinen Chef zwar nicht besonders, aber manchmal bewunderte er Pielkötters Begabung, relevante Sachverhalte zu erahnen.

»Es deutet alles darauf hin«, antwortete er. »Soviel ich von einer Nachbarin erfahren habe, hieß ihr Geliebter Frederik Bodenthal. Genau der Mann, der Barbara Winkler gefunden hat. Allerdings wirkte der Typ ziemlich geschockt, als er den Mord gemeldet hat. Deshalb hat er sich auch geweigert, bis zu unserem Eintreffen am Tatort zu bleiben.«

»Beschränken Sie sich auf die Details, die ich noch nicht kenne«, wandte Pielkötter missbilligend ein.

»Also, über eine Befragung kann ich noch nichts berichten«, fuhr Barnowski fort, während er sich durch den dichten Haarschopf fuhr. »Der Mann ist laut Auskunft seines Arztes noch nicht vernehmungsfähig.«

»Dann machen Sie gefälligst etwas Druck. Immerhin ist dieser Bodenthal im Moment unser wichtigster Zeuge.«

»Verstehe«, seufzte Barnowski.

»Wurde der verlassene Ehemann schon informiert?« An dem Gesichtsausdruck seines Untergebenen erkannte Pielkötter sofort, dass dies noch nicht geschehen war. »Das übernehmen Sie«, befahl er. »Nun zu den Ergebnissen der Obduktion.«

»Der vollständige Bericht liegt noch nicht vor, aber mit Ihrem heißen Draht zu Tiefenbach können Sie sicher einige Details vorab erfahren.«

»Habe vorhin in der Rechtsmedizin angerufen. Tiefenbach konnte man dort angeblich nicht auftreiben.«

»Übrigens hat die Spurensicherung keine Tatwaffe gefunden.«

»So, so«, brummte Pielkötter, »man will uns die Sache also nicht zu einfach machen. Haben Sie sonst noch etwas in Erfahrung gebracht?«

»Wir haben ein kleines Notizbuch mit privaten Telefonnummern der Toten entdeckt. Offensichtlich fühlte der Täter sich dadurch nicht bedroht.«

»Vorsicht«, wandte Pielkötter ein. »Keine voreiligen Schlüsse. Vielleicht hatte der Täter einfach keine Zeit mehr, danach zu suchen. Immerhin haben wir den Anruf schon kurz nach dem Mord erhalten.«

»Okay, okay!«

»Haben Sie die Einträge in dem Telefonverzeichnis schon überprüft?«

»Eine Nummer ist die ihres Bruders. Eine Freundin konnte ich ausmachen. Friseur. Kosmetikerin. Psychologe. Alle anderen gehörten zu irgendwelchen Kunden. Mit den beiden ersten habe ich bereits einen Termin ausgemacht.«

»Den Psychologen übernehme ich«, wandte Pielkötter ein. »Um mit denen klarzukommen, muss man schon einige Morde aufgeklärt haben.«

Unwillkürlich verdrehte Barnowski die Augen. Er wusste nicht recht, ob er die Äußerung wieder als grobe Kritik an seiner Person auffassen sollte oder ob Pielkötter dabei mehr die Berufsgruppe der Seelenklempler im Blick hatte. Immerhin hatte die Sache den Vorteil, dass er diesen Typ nicht selbst zu vernehmen brauchte. Irgendwie mochte er keine Psychologen, erst recht keine, denen er von Berufs wegen einen Mord zutrauen musste.

»Noch was?«, platzte sein Chef mitten in seine Gedanken.

»Eigentlich nicht«, erwiderte Barnowski und stand zögernd auf.

Als er den Raum verlassen hatte, griff Pielkötter wieder zum Telefon. Seufzend wählte er die Nummer der Rechtsmedizin.

»Tiefenbach«, meldete sich eine sonore Stimme.

»Na, endlich.«

»Du hast es wie immer viel zu eilig. Demnächst verlangst du noch, dass der Obduktionsbericht noch vor dem Mord auf deinem Schreibtisch liegt.«

»Nur ein paar Details vorab«, wandte Pielkötter mit einer Stimme ein, die Barnowski wahrscheinlich noch nie gehört hatte.

»Na, schön«, stöhnte Karl-Heinz Tiefenbach. »Bringen wir's hinter uns. Falls ich mich nicht verzählt habe, weist die Leiche siebzehn Einstiche auf. Und gleich mehrere hatten das Zeug, die Frau zu töten.«

»Welche Waffe hat der Täter benutzt?«

»Wahrscheinlich einen Dolch. Damit dürfte ein Affekt ausschneiden.«

Unwillkürlich drückte Pielkötter seinen Füllfederhalter wieder auf das Notizpapier und durchkreuzte die schon gemalten Kreise. Er mochte es überhaupt nicht, wenn ein anderer Schlüsse zog, erst recht nicht, wenn die Ermittlungen gerade begonnen hatten. Leider konnte er den Rechtsmediziner nicht davon abhalten, ohne sein Entgegenkommen aufs Spiel zu setzen.

»Was wirklich außergewöhnlich ist, sind die oberflächlichen Ritze«, fuhr Tiefenbach fort. »Ein langer, gerader Einschnitt auf dem Rücken. Ein herzförmiger auf der Brust. Fast wie eine Art Tätowierung. Mitten durchs Herz ein tödlicher Stich. Wenn du mich fragst, ich tippe auf den Ehemann oder den Geliebten.«

»Vielleicht darf es auch eine Geliebte sein«, entgegnete Pielkötter gereizt.

»Man wird ja wohl noch eine Vermutung äußern dürfen.«

»Schon gut«, erwiderte Pielkötter entschuldigend, »aber das ist heute nicht gerade mein Tag. Stress zu Hause, und dann auch noch diese übel zugerichtete Leiche, zudem aus besseren Kreisen. Ehemann erfolgreicher Jurist. Und dann scheint noch ein Psychologe involviert. Die Fakten schreien geradezu nach Ärger.«

»Dabei beneide ich dich manchmal um deinen Job. Ist allemal interessanter als diese rechtsmedizinische Kleinarbeit.«

»Sobald der Fall abgeschlossen ist, lade ich dich auf ein Bier ins Köpi ein«, erklärte Pielkötter. »Dann können wir darüber in aller Ruhe diskutieren.«

»Kannst auch nen Tisch auf der A 40 reservieren«, lachte Tiefenbach.

»Wie?«

»Na, Aktion Still-Leben-Ruhrschnellweg oder Fest der Alltagskulturen. Die sperren doch die Autobahn auf sechzig Kilometern.

Wollen mit zwanzigtausend Tischen die längste Tafel der Welt aufstellen.«

»Ach ja, davon habe ich doch gehört.«

»Aber du glaubst, den Fall eher abzuschließen«, feixte Tiefenbach. »Die legen die A 40 ja erst am 18. Juli 2010 lahm. Außerdem musst du denen für die Reservierung was Kulturelles bieten.«

»Ich könnte ja Barnowski als Model übern Tisch laufen lassen«, entgegnete Pielkötter mit unüberhörbarem Sarkasmus in der Stimme.

Anschließend ärgerte er sich über sich selbst. Tiefenbach konnte schließlich nichts dafür, dass er schlechte Laune hatte.

»Wollte nur sagen, ein Tisch im Köpi wäre mir lieber«, ergänzte er in versöhnlichem Ton. Dann bedankte er sich nochmals und legte auf.

Irgendwie freute er sich sogar auf das Treffen mit Tiefenbach. Er mochte den Rechtsmediziner ebenso wie die ungezwungene Atmosphäre im Köpi. Vor allem die unvergleichlichen Dialoge der Gäste, die es schafften, ihre ganze Weltsicht in dem Wort »muss« zusammenfassen. »Muss« oder ausführlicher »et muss« hieß im Revier, das hatte er amüsiert gelernt, die Welt ist voller Probleme, und ich habe meine Portion abbekommen. Ich packe sie allerdings an, lass mich nicht unterkriegen. Oft bestand die Frage nach dem Befinden auch nur in dem Wort »Und?« Anfangs hatte sich Pielkötter darüber gewundert. Inzwischen hatte er die unkomplizierte Art der Menschen im Ruhrgebiet schätzen gelernt und vor allem den herben Geschmack des Köpi, das direkt aus dem Duisburger Stadtteil Meiderich stammte. Bei einem Betriebsausflug hatte er sogar die riesigen Kupferkessel der Brauerei besichtigt.

»Bier statt Kultur«, hatte Marianne gemosert.

Heute Abend jedenfalls würde es kein Bier geben. Marianne hatte zwei Karten geschenkt bekommen für die Deutsche Oper am Rhein, eine Ballettaufführung, ausgerechnet. Zwar besaß das Duisburg-Düsseldorfer-Ballett einen guten Ruf, aber das machte das Angebot für ihn nicht gerade attraktiver. Am besten zog er die Ermittlungen so lange hin, bis Marianne allein ins Duisburger Theater gehen musste.

Nachdenklich betrachtete er die Kritzeleien auf seinem Notizblock. Warum konnte er sich dieses Geschmiere nicht einfach abgewöhnen? Nachher bekam zufällig so ein Psychologe das Blatt zu Gesicht und folgerte daraus, dass sein Sohn schwul sei. Pielkötter versuchte über seinen Witz zu lachen, brachte aber nur ein seltsames Grunzen zustande. Warum hatte er im Gespräch mit Tiefenbach eine Geliebte ins Karussell möglicher Verdächtiger setzen müssen? Ärgerlich griff er zum Telefon.

»Barnowski, ich brauche die Adresse von diesem Psychologen«, brummte er in den Hörer. »Nein, nicht die Telefonnummer. Ich werde ihn überraschen. Bin gerade in der richtigen Stimmung für eine kleine Vernehmung.«